

DER KIEFER DES TYRANNEN

Wir schreiben das Jahr 1770, als ein Knabe an das Tor des Lyzeums Louis-le-Grand klopft. Er hat einen langen Weg hinter sich, er kommt aus Arras. Der Jüngling ist schon gemeldet und wird zum Rektor geführt. „Maximilien Robespierre ist dein Name, mein Kind?“, fragt der Jesuit, der das Institut leitet. Als Stipendiat wird er der fleißigste Schüler des Lyzeums Louis-le-Grand. Und Louis-le-Grand ist eine Musterschule. Die Jesuiten leiten den Unterricht, und man soll nicht glauben, dass sie mit den Söhnen der Bourgeoisie nur das Paternoster beten, nein, die Jesuiten sprechen auch den Jargon der Zeit. Als Ludwig XVI., dessen Thronbesteigung man jubelnd im ganzen Land begrüßt, da man von ihm erhofft, dass er sich gegen den Klerus und die Feudalherren wendet, alle Kirchen der Hauptstädte besucht und zur Kapelle des Lyzeums Louis-le-Grand kommt, soll der beste Schüler eine Begrüßungsrede halten. Robespierre zeigt die schriftliche Rede dem Rektor und dieser erschrickt, denn sie ist der begeisterte Aufruf eines Knaben gegen römische Tyrannei. Und dieses Thema des jugendlichen Maximilien sollte später zur großen Rhetorik der Französischen Revolution werden.

Maximilien ist vor der Revolution Rechtsanwalt. Er führt Prozesse für die Armen, er verteidigt in Arras kleine Leute. Zu dieser Zeit ist der philosophische Funke der Revolution in den diskutierenden Salons von Paris längst entzündet. Später, auf der Höhe seiner Macht, sehen wir Robespierre als Präsidenten der Konstituante, Vorsitzenden der Jakobiner und als wichtigstes Haupt des Wohlfahrtsausschusses. Sein Schreckensregime richtet sich in erster Linie gegen alle jene politischen Kräfte, die die Revolution und die Republik im Sinne der Interessen der Großbourgeoisie beschränken wollen.

Der Mann aus Arras soll nach der Diktatur gestrebt haben? Maximilien hat selbst die beste Antwort auf diese Frage gegeben, indem er seinerseits fragt, wo denn seine Privatarmee sei, wo seine Schätze; und niemand kann ihm dies beantworten, denn seine Schätze sind die sieben Münzen, die man bei ihm nach seinem Tode findet, und seine Armee sind die begeisterten Bataillone der Republikaner.

In der Sitzung des Konvents, an jenem Tage, an dem Maximilien gestürzt wird, hat sich die Feigheit mit der Habsucht der Geschäftemacher die Hand gegeben. Marschritte und Trommelschläge werden plötzlich laut, die Eindringenden finden endlich zu dem Raum hin, in dem Robespierre sich aufhält. Robespierre erhebt eine Waffe. Ein Schuss fällt – hat er auf sich selbst gezielt? Die Kugel zerschmettert seinen Unterkiefer. Schwer verletzt wird er in einen Warteraum des Wohlfahrtsausschusses getragen und dort auf einen Tisch gelegt. „Bist Du Maximilien Robespierre?“ fragt der Vorsitzende, wie Jahrzehnte zuvor der Rektor des Lyzeums Louis-le-Grand. Der Daliegende nickt nur noch mühsam mit dem Kopf.

Der Weg vom Gitter des Justizpalastes bis zur Richtstätte ist von einer unermesslichen Menschenmenge besetzt. Erst um halb sieben Uhr abends kommt der Zug am Fuße der Guillotine an. Robespierre soll als vorletzter sterben. Der Henker packt ihn und reißt den Verband, den er um den Kopf trägt, mit einem Ruck ab, sein Unterkiefer hängt lose herab. Blut stürzt aus Robespierres klaffendem Mund, als die Schergen ihn packen. Sie legen ihn unter das Messer, das hart herunterfällt.

Textcollage* von Ulrich Lang

*Die Texte stammen von Friedrich Sieburg: „Robespierre“ (Biographie, Frankfurt 1935), Valerio Marcu: „Maximilien Robespierre. Reden“ (Historische Einleitung, Berlin 1925), sowie Ulrich Lang (2012).